

# Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 133.

Dienstag, 10. Juni.

1930.

(17. Fortsetzung.)

## Die Maifrau.

(Nachdruck verboten.)

Roman von D. Feubner.

„Das trifft sich nicht besonders günstig“, sagte der Mann bedächtig. „Die Tante ist mit dem Auto nach der Stadt gefahren, und die Gespanne, selbst die Kutschpferde, sind ebenfalls in der Stadt, um Dreischkohlen und Kunstdünger zu holen. Nur Hannibal, mein Reitpferd, steht im Stall. Wirst wohl oder übel also einige Stunden hier warten müssen.“

„Oh, das ist mir aber gar nicht recht!“, rief die Komtesse ein wenig unüberlegt. „Eine so lange Zeit soll ich hier warten?“

„Na, hör mal, wie kannst du mich so beleidigen?“, entgegnete Löllel mit gemachter Entrüstung. „Nicht mal zwei Stunden willst du mir deine Gegenwart gönnen, und doch erbittest du von mir eine Gefälligkeit?“

„Aber Onkel, so war es doch nicht gemeint“, beschwichtigte das Mädchen, „du weißt, wie gerne ich hier bin! Andererseits kannst du mir aber auch nicht verdenken, daß ich so schnell wie möglich an mein Ziel kommen möchte; denn ich soll heute abend noch einen Kapitalhirsch erlegen.“

„Den schießt du morgen noch früh genug . . .“

„Das sagst du“, seufzte Brunhilde resigniert, „bei uns wird stark gewildert.“

„Das wurde, wird aber nicht mehr! Förster Weismut hat den Wald von dem Geschieß gesäubert und am vergangenen Sonntag tabula rasa gemacht. Du kannst also in dieser Beziehung vollkommen beruhigt sein.“

„Na ja, das könnte ich schon! Es ist mir aber nicht gegeben. Im Gegenteil, ich bin so in Unruhe, daß ich am liebsten zu Fuß nach Hopkins gehen möchte . . .“

„Na, dann lauf zu! Frieren wirst du bestimmt nicht und heute abend noch weniger pürschen, denn zwanzig Kilometer Fußmarsch sind kein Pappenstiel für jemand, der das Gehen nicht gewöhnt ist.“

„Da hast du allerdings recht . . . Nein, das wäre meinen Füßen doch zuviel zugemutet. Mir bleibt also nichts weiter übrig, als auf eine Fahrgelegenheit zu warten . . . Oder —“

„Oder?“, wiederholte der Freiherr lauernd.

„Hör mal, Onkelchen“, sagte die Komtesse schmeichelnd und trat ganz nahe an den Mann heran, „geht Hannibal nicht auch unter'm Damensattel?“

„Freilich! Ebenfogut wie mit Herrensattel . . . Aber, wozu die Frage?“

„Leih' mir, bitte, den Hengst; ich werde mit ihm nach Hopkins reiten.“

„Bist du des Teufels Kind?“, rief Löllel mit ehrlicher Überraschung. „Das Pferd kannst du nicht regieren, denn es hat schon drei Tage im Stall gestanden und ist infolgedessen sehr übermütig. Ich kenne dich zwar als eine ausgezeichnete Reiterin, aber den wilden Hengst zu meistern reicht deine Kraft nicht aus . . .“

„Ich reite ihn besser als die Tante, die Versicherung kann ich dir geben!“, rief Brunhilde ein wenig beleidigt, „du würdest staunen.“

„Ich staune nicht leicht“, lachte Löllel und sah sinnend vor sich nieder, wie jemand, dessen Gedanken in neue Bahnen gelenkt wurden. Endlich sagte er wie im Selbstgespräch: „Hannibal ist ja im allgemeinen

lammstomm, nur darf er nicht erschreckt werden, weil er dann seine Muden bekommt und leicht durchgeht. Aber wovor sollte er in dem stillen Walde, wo keine Autos oder Motorräder verkehren, denn erschrecken und scheuen? — Hör' mal, du unruhiger Geist, meinen Plan. Ich werde das Pferd jetzt persönlich satteln, und du reitest es mir drüben in der Kohlentoppel vor. Fäll' die Probe nicht so aus, wie ich es wünsche, wird nichts aus dem Ritt; denn die Verantwortung könnte ich nicht tragen . . . Im anderen Fall kannst du in Gottes Namen nach Hopkins reiten. Einer meiner Knechte wird alsdann das Pferd heute abend oder morgen früh wieder abholen. Einverstanden?“

„Einverstanden!“, rief das Mädchen freudig erregt. Eine Viertelstunde später stand der herrliche Goldfuchs in edler Schönheit vor seiner jugendlichen Reiterin, die ihm den stolzen Schwanenhals klopfte und freundlich auf ihn einsprach. Aufmerksam, als verstände er die Worte, spigte er die Ohren, wieherte hell und nestelte mit den weichen Lippen an ihrem Jägerhütchen.

Löllel half ihr in den Sattel, ergriff die Zügel und führte das Pferd in die Koppel. „So, nun zeige mir deine Reitkunst“, sagte er und ließ den Fuchs los.

Und Brunhilde ritt wie eine Göttin, zeigte alle Gangarten: Schritt, Trab, Galopp. Das Tier reagierte auf die kleinste Hilfe, die sie ihm mit der Zügel faust oder dem klopfenden Schenkel gab.

Dem Zuschauer lachte das Herz, und er rief wiederholt: „Bravo! Ausgezeichnet“, und endlich mit den Worten abzuwinken: „Es ist genug! Du hast die Probe glänzend bestanden, und ich kann dir Hannibal unbesorgt anvertrauen.“

„Du bist also zufrieden mit mir?“, fragte sie mit selbstbewußtem Lächeln und fuhr mit der Rechten liebkosend über den Hals des Pferdes.

„Vollkommen! — Reite nur recht ruhig! Gebrauch' die Kandare nicht zu sehr, sondern spiele immer ein wenig mit der Trense, damit das Pferd weich im Maul bleibt. Grüße deinen Vater schön und ich liebe ihm sagen, er solle Hopkins ja nicht verlassen, ohne mir einen Besuch abgestattet zu haben . . .“

„Wird alles bestens besorgt!“, versprach Brunhilde. „Nun reiche mir, bitte, die Büchse, und vergiß nicht, den Vater gleich anzuläuten und ihm mitzuteilen, daß ich hoch zu Ross meinen Einzug bei ihm halten würde.“

Ein leichter Schenkeldruck, ein leises Zungenknallen, und der Hengst setzte sich in fördernden Trab. Einige Minuten später nahm der Wald Ross und Reiterin auf.

Hannibal zeigte sich von seiner besten und artigsten Seite, weil er fühlte, daß er eine Meisterin trug, die zwar eine weiche, doch energische Faust hatte. Er trabte fast ununterbrochen, ohne aber ein nasses Haar zu bekommen.

So mochte eine weitere Stunde vergangen sein, als die etwa 600 Meter lange Föllerrichtung erreicht war, deren entgegengesetzte Schmalseite von der mehr als 30 Meter tiefen, steinigen Schlucht durchbrochen wurde, auf die der Weg schnurgerade zuführte, eine Büchsen schußweite vorher, aber scharf rechts abbog und in den Hochwald einmündete. Die andere Seite flankierte eine große Dickung.

Sie hatte das Pferd durchpariert, daß es Schritt ging, und musterte mit leuchtenden Blicken ihre Umgebung. Plötzlich spitzte der Hengst die Ohren und schnaubte laut. Im nächsten Augenblick fing es in der erwähnten Dichtung an zu brechen, zu poltern und zu prasseln, als käme eine Schwadron Kavallerie durchgebraust. Wenige Sekunden später spritzte ein starkes Rude Rotwild aus der Schonung und donnerte unmittelbar hinter dem Fuchs quer über die Lichtung.

Das war für das edle, etwas nervöse Pferd zuviel: Es legte die Ohren zurück, stieß einen rollenden Schnarchton aus, bis die linke Kandarenstange fest und jagte davon, als wäre der Teufel hinter ihm.

Brunhilde wurde sich sofort der großen Gefahr bewußt, in der sie schwebte, denn Hannibal rannte direkt auf die Schlucht zu.

Doch vielleicht hielt er den Weg, der hundert Meter vorher nach rechts abbog. . . Sie mußte ihn dazu veranlassen! Und mit beiden Händen in den rechten Zügel fassend, versuchte sie den Pferdehals herumzureißen.

Aber vergebliches Bemühen! — Ihre Kraft reichte nicht aus! Das Tier machte den Hals steif, als wäre er aus Stahl und behielt die eingeschlagene Richtung bei.

Schon lag der Wegebogen hinter ihm, und die Komtesse erkannte an dem Geländer, daß ganz nahe ein fürchtbarer Tod ihrer wartete.

„Allmächtiger Gott!“, schrie sie gellend auf. „Die Schlucht!“ Legte den Oberkörper weit zurück. . . versuchte aus dem Sattel zu gleiten. . . vergebens! Sie war wie festgeschmiedet. . . Hier gab es keine Rettung. . . Sekunden nur noch, und Kopf und Reiteria müssen elend zerschmettern.

Das Mädchen schloß die Augen und erwartete den unbedingt tödlichen Sturz in den Abgrund. . .

Etwa eine Viertelstunde frühere hatte an dieser Stelle der kapitale Sechzehnder, den Brunhilde schießen sollte, die Lichtung überquert und war im Hochholz verschwunden, wo er, hier und da etwas nuschelnd, herumtrat.

Plötzlich warf er argwöhnisch auf; denn ein feiner Metallton war an seine Lauscher gedrungen. In demselben Augenblick durchpeitschte ein scharfer Büchsenknall die Waldstille, der Hirsch verspürte einen heftigen Schlag in der Seite, bäumte sich auf und flüchtete den gekommenen Weg zurück.

Doch die stählernen Läufe trugen ihn nur noch bis an den Rand der Lichtung, wo er verendend zusammenbröhrnte.

Wenige Sekunden später lief ein maskierter Mann in großer Hast an den Gefällten heran, formte mit wenigen Griffen einen einfachen Spazierstock zu einer Handsäge um und begann das mächtige Geweih vom Kopfe zu trennen.

Gerade war er mit seiner Arbeit fertig, als ihn der Befehl: „Hände hoch!“ andonnerte.

Erschrocken fuhr der Wilderer in die Höhe, ergriff seine neben ihm liegende Büchse und wollte flüchten, doch zwei Gewehrläufe, die ihn drohend anstarrten, bannten ihn an die Stelle.

Wenig später standen der Graf und Förster Weismut vor dem Raubschützen, der wie erstarrt schien.

Mit einem heftigen Ruck entriß ihm der Förster die Büchse, und mit einem zweiten Griff die Maske vom Gesicht, um im nächsten Augenblick aber einen aus Überraschung und Schmerz gemischten Ruf auszustößen; denn das leichenfahle Gesicht Julius Kaisers starrte ihn an.

„Aach — du — du — bist der infame Wilderer. . . Jetzt — wird mir — mancherlei klar.“

„Kennen Sie den Mann?“, fragte der Graf streng. Weismut antwortete nicht gleich, weil er ein stimmkühmendes Würgen in der Kehle verspürte. Endlich ließ er gequält hervor: „Jawohl, Herr Graf, ich — kenne ihn. . .“

„Wer ist's. . .?“  
„Es ist, o, daß ich das erleben mußte. . . es ist — der Bräutigam — meiner Tochter. . .“

„Wahrhaftig!? — Na, sowas. . . das ist mehr als schlimm, das ist tragisch. O, das arme, herrliche Mädchen. . . wie leid tut mir das liebe Kind. . .“

Der Graf trat jetzt näher an Julius heran und sah ihm voll ins Gesicht, um im nächsten Moment zusammenzuzucken, denn der Blickstrahl des Erkennens hatte sein Erinnern durchleuchtet.

„Sagen Sie, haben wir uns früher nicht schon einmal gesehen?“, fragte er gefaßt.

„Jawohl, Herr Graf!“, antwortete der junge Mann mit belegter Stimme. „Ich bin der ehemalige Schulfreund des jungen Herrn Baron v. Rattkess, Julius Kaisers.“

„Richtig! Der sind Sie. . . Jammer schade, fürchtbar schade um einen so glänzend veranlagten Jüngling. . . Wie kamen Sie eigentlich dazu, sich nun schon jahrelang als die Geißel meiner Wildbahn aufzuspielen?“

Wortlos starrte der Ertrappte vor sich hin. Endlich begann er gedrückt: „Ich habe wiederholt die großen Ferien auf Schloß Rattkess verlebt, und weil ich den jungen Baron bei seinen Schularbeiten immer behilflich war, durfte ich in den Rattkessischen Waldungen einige starke Böde, und als wir beide das Abiturientenexamen mit gut bestanden hatten, auch einen guten Hirsch schießen. Dadurch wurde meine Jagdleidenschaft, die wohl latent vorhanden war, immer mehr genährt und zuletzt so mächtig, daß ich sie nicht mehr bezähmen konnte. Ich legte mir allen Ernstes in den Kopf, eine so große Trophäensammlung zusammenzubringen, wie ich sie auf dem Schloß kennen gelernt hatte. So schoß ich seit Jahren in diesen Waldungen die besten Böde und Hirsche ab, das Wildbret ließ ich aber immer liegen, was Herr Weismut und auch sein Vorgänger bezuegen können. Ich wilderte also nicht aus Geldgier und Gewinn sucht, sondern einzig und allein aus uneliger Passion, aus Trophäenhunger.“

„Und wo haben Sie die vielen Beutestücke gelassen?“  
„Sie befinden sich in einer kleinen Kammer, die neben meiner Stube in unserm Auswuschhäuschen liegt. Hier ist der Schlüssel, lassen Sie sie abholen.“

Mit diesen Worten brachte der unglückliche Jüngling einen Schlüssel zum Vorschein und reichte ihn dem Grafen hin, der ihn aber zurückwies.

„Was soll ich mit dem Schlüssel? Damit hat es ja Zeit, bis ich zu Ihnen schicken werde. . .“

„Ich lehre nicht mehr nach Hause zurück“, sagte Julius stöhnend. „Wo wollen Sie denn hin?“

„Wie können Sie das noch fragen!? Glauben Sie vielleicht, ich ertrüge die meiner wartende Schande? Ich trete eine Reise an in ein Land, aus dem es keine Wiederkehr mehr gibt, denn die irdische Welt der Hoffnung und der Liebe ist soeben am Felsen der unerbittlichen Tatsachen krachend zerschellt und für mich wertlos geworden. Ich wußte immer, wenn es Zeit war, etwas auszuführen, nur bei diesem einen, das auch zugleich das letzte Mal sein sollte, stimmte die Rechnung nicht. Kein Wunder, denn wir schreiben heute den dreizehnten August, das ist der Unglückstag unserer Familie. An einem solchen wurde mein Großvater vom Blitz erschlagen, starb meine Großmutter und später auch mein einziger Bruder. Ein Blitz schlägt — bildlich gesprochen — nun heute auch mich. . . und wer weiß, was er noch bitteres in seinem Schoß birgt. . .“

„Das sind Worte eines resignierenden Feiglings“, sagte der Graf streng, „damit können Sie mir gar nicht imponieren. Der charaktervolle Mann sühnt, was er verbrochen hat, und flüchtet nicht lautlos aus dem Leben. . .“ (Schluß folgt.)

### Fester Griff.

Immer, wenn ich meinen Stolz verbore  
Und bescheiden an die Türe klopfte,  
Bleibt verstummt die Menge um mich her.  
Aber wenn ich hochgehob'n Hauptes  
Offne selbst die unwirtliche Pforte,  
Bragt man willig, wessen mein Begehrt.

Ernst Bergele

## Die Bäuerin Krul.

Von Wilhelmine Battinefter.

Sie war nicht mehr jung, man konnte auch nicht sagen, daß sie schön war, dazu war ihr Gesicht zu hart, zu fest, zu dunkel. Sie hatte das größte Anwesen der Gegend von Justus Krul, ihrem Manne, geerbt. Sie war noch nicht vierzig Jahre alt, als sie es übernahm und mit eisernen Händen bewirtschaftete, ein unermüdliches Arbeitstier, von ihrem Gesinde dasselbe fordernd. Sie war die reichste Frau weit und breit. Außer dem großen Talhose gehörte ihr auch ein ebenso großer Berghof. Wenn sie über die Straße ging, grüßte man sie ehrerbietig. Hochmütig war sie nicht, nur wortkarg und verschlossen.

Bald nachdem sie Witwe geworden, kamen schlechte Ernten über das Land. Doch ihr reicher Hof konnte sich behaupten. Viele Kleinhöfe verlamen. Die Bäuerin Krul hatte bares Geld. Die Leute kamen zu ihr. Sie gab gegen Schuldschein und Sicherstellung und, sie wies ab, wo sie keine ausreichende Sicherheit sah. Sie ging vor wie ein Mann. Aber niemand hätte ihr nachsagen können, daß sie wucherte. Bei keinem in der Stadt oder auf den Gutshöfen hätte man geliehenes Geld gegen kleinere Zinsen bekommen.

In den nächsten Jahren gab es wieder gute Ernten. Die Leute kamen wieder zu Geld und konnten der Bäuerin Krul das Geliehene zurückgeben. Es kam ein Tag, an dem in der eisenbeschlagenen Truhe nur noch ein Schuldschein lag. Er trug die Unterschrift Klaus Vab. Noch nicht eine einzige Abschlagszahlung hatte er geleistet. Die Bäuerin Krul nahm den Schuldschein in ihre harte, braune Hand und wog ihn nachdenklich. Es ging schlecht auf Klaus Vabs Anwesen. Die letzte Ernte war von einem Brand weggefressen worden. In ein paar Wochen lief der Schuldschein ab. Dann konnte sie ihre Hand auf seinen Hof legen. Die Bäuerin Krul ging mit ihren schweren, festen Schritten zum Fenster und rief einen Knecht. „Geh' zu Klaus Vab. Er soll kommen, ich hab' mit ihm zu reden.“ Geldgieriger als andere war sie nicht; doch sie wollte das Ihrige zusammenhalten, denn sie wußte Genauigkeit im Kleinen war wichtig, wenn man seine Wirtschaft in Ordnung haben wollte.

Die Bäuerin Krul schaute den Mann präsent an. Kein Wort der Bitte sagte er. Hart und fest wie sie selbst. „Glaubst du, ich will dich vertragen von deinem Hofe? Ich wollte nur fragen, ob du nicht wenigstens in kleinen Abschlagszahlungen die Schuld abtragen kannst.“

„Kömt' ich, hätte ich es längst getan! So oft es beistimmen war, kam dies und das, und das Geld war nicht mehr da. — Es wird schon so kommen müssen, daß du den Hof nimmst.“

Doch er nicht wankelte, sich vor ihr, seiner Gläubigerin, nicht klein machte, sondern mit hartgeschlossenen Lippen, die jetzt weißlichgrau und stolz verkrüppelt in dem großen, lederbraunen Gesichte lagen, vor der reichen Frau stand, war für sie, vor der selbst zahlende Schuldner sich beugten, etwas Neues, das stark wie ein Erlebnis auf sie wirkte.

„Seh' dich doch!“ sagte sie.

„Ich seh' ebenso gut. Und eigentlich kömt' ich gehen. Willst du noch etwas von mir?“

„Nein. Du kannst natürlich über Maria Himmelfahrt hinaus und auch später auf dem Hofe bleiben. Es wird schon irgendwie gehen.“

„Ja, gut“, murrte er, aber danken konnte er nicht.

Sie stand und sah ihn nach. Sie konnte sich hineinbeugen, wie hart es ihr gewesen wäre in seiner Lage, und wie es einen so Stolz trifft. Sie verschloß die Truhe und hängte das Schlüsselband um ihren Hals. Der Schlüssel legte sich ihr kalt auf die Brust. —

Sie war jetzt zweieinundvierzig Jahre alt, und alle wunderten sich, daß sie nicht noch einmal heiratete. Nach einem Justus Krul, einem Manne von seltener Gerechtigkeit, seltener Güte, seltenem Menschenstolz, konnte einem so bald keiner gefallen, meinte sie. —

Es war vier Wochen vor Maria Himmelfahrt. Die Sonne stach in die Felder. Die Bäuerin Krul hatte August Sachse, den Mäher, zu Klaus Vab geschickt: „Ein Glück war's für dich! So ein Glück findest du nie wieder! Diese Frau! Und das viele Geld! Deiner Schuld ledig, und Herr von zwei großen Höfen!“ „Rein“, sagte Vab. — Der Mäher starrte ihn an. „Mir scheint, du bist verrückt!“

Vab sagte: „Sie mag meinen Hof nehmen. Ich verkauf' mich nicht. Ich bin gebunden. Sag' ihr das.“

„Gebunden? Pe was? Verlobt? Mit wem?“

„Sie heißt Agli und war meine Magd.“

„Bahahaha!“ gluckte das Hödermännchen. „Die Magd! Wegen einer Magd schlägt man doch nicht die Bäuerin Krul aus! Mann, dich müßte man zum Doktor schicken!“

„Rede nicht weiter darüber, hier gibt es nichts zu machen! Geh' zu der Frau, und sag' ihr, den Hof kann sie haben, wenn die Frist abläuft.“

„Und was tust du dann? Pe? Rimmst deine Magd und gehst mit ihr als Knecht fort?“ ereiferte sich der kleine Mann.

Ein Blick aus dem Erzgesicht des Hänen ließ ihn schweigen. Der Bauer sagte kein Wort mehr und schwieg so den Mäher zur

Tür hinaus. Der ging nur zögernd. Im Hofe brausen traf es die Magd. Sie war hübsch und jung, aber doch nur ein grünes Ding gegen die Bäuerin Krul, die jetzt in ihrer besten Keife stand. „Narren hat es immer gegeben, die einen ehrlichen Menschen um seinen Mäherlohn bringen!“ sagte Sachse und spuckte in die Richtung des Stubenfensters, hinter dem er mit Vab verhandelt hatte. — Die Bäuerin Krul sah allein am Tische und schaute vor sich hin. Nun hatte sie es gehört. Er wollte nicht. Wegen einer Magd schlug er sie aus, die ihm Reichtum zubringen und vor hartem Knechtslos bewahren konnte. Er hielt zur Magd. Das war Treue. So hätte Justus Krul auch gehandelt, so und nicht anders. Hier war einer Justus Krul in jeder Faser seines Wesens ebenbürtig. Die Bäuerin Krul stützte die Ellbogen schwer auf den Tisch und preßte die Augen auf die harten Fäuste.

Am nächsten Sonntag wurden Klaus Vab und die Magd Agli aufgeboden. Noch vor Maria Himmelfahrt würden sie verheiratet sein. Das Mädchen wußte, daß Vab nicht mehr lange Bauer bleiben konnte, und daß harte Zeit, Dienen, Wandern kommen mußten. Es hielt zu dem Manne. Von dem Antrag der Bäuerin Krul erfuhr es nichts, fragte auch nie, wann sie fort müßten, war ein bescheidenes, sanftes, weiches Ding, das in dem Manne, der es liebte, seinen Herrn sah, der alles ordnen würde. Zur Hochzeit schickte die Krulbäuerin seines Pinnen für die Braut und für Klaus Vab eine kleine Truhe, in der er den zerrissenen Schuldschein fand. Erst wollte er dieses Geschenk, das über sein ganzes weiteres Leben entschied, nicht annehmen. Dann fiel sein Blick über das ihm eben angetraute junge Weib, das nun wirklich Bäuerin werden konnte und nicht Magd bleiben mußte, wenn er sich überwand und das Geschenk anerkannte. Gut, er wollte das Geschenk also vorläufig annehmen, dieses Geschenk ebenbürtig dem Reichtum und dem Stolz der Bäuerin Krul. Aber er wollte seine Schuld doch abzahlen, wollte schaffen und sparen, und wenn es auch zehn Jahre dauerte! Lieber weniger essen und Knechtskleidung tragen, aber der reichen Frau monatlich eine Abschlagszahlung schicken. Seine Kinder sollten nicht auf geizigem Hofe aufwachsen.

Nach dem bescheidenen Hochzeitsessen ging er zum Krulhose hinüber, noch im Hochzeitsrode, die Myrten im Knopfloche. Es war schon dunkel über den Feldern. Er ging, der Frau zu danken, ging heute noch, um ihr den Dank nicht schuldig zu bleiben. Wie er auf den Hof kam, sagte ihm ein Knecht, die Frau sei heute auf ihren Berghof gegangen für den Rest des Sommers.

Klaus Vab hat die Bäuerin nie wiedergesehen. Im Dorfe hörte man, daß sie einige Male im Jahre herunterkam, um alles zu überprüfen. Aber da bekam sie außer dem Hofgesinde niemand zu Gesicht. Da sie nicht wieder heiratete, und das einsame rauhe Berghofhaus dem freundlichen und weit geräumigeren Talhofhause vorzog, nannten die Leute sie wunderbar.

Allmonatlich schickte Klaus Vab ihr die Abschlagszahlung auf den Berghof hinauf, bis die Schuld getilgt war.

Die Bäuerin Krul wurde sehr alt. Auf ihrem Berghofe starb sie. Als man ihr Testament öffnete, stand da, daß sie Klaus Vabs Kinder zu ihren Erben einsetzte.

## Gift.

Von H. von Vietinghoff-Scheel.

Sie saßen am Ufer der Surabaya-Bai, hielten sich umschlungen und sahen sich immer wieder in die Augen, wie es Menschen tun, die noch einmal das Bild eines geliebten Antlitzes auf sich wirken lassen, sich alle Züge desselben ein letztes Mal einprägen wollen, weil es heißt: Abschied nehmen.

Schön waren sie beide. Sie, die Javanerin mit der königlichen Gestalt, den harmonischen Bewegungen, der unnachahmlichen Grazie, wie auch er, der Europäer, der vor drei Jahren von seiner Firma hierher geschickt worden war und nun in die Heimat zurückmuste, da der Vertrag mit seiner Gesellschaft abgelaufen war.

Nun hieß es scheiden, Abschied nehmen von einem Glück, das die ganzen Jahre hindurch köstlich und ungetrübt gewesen war. Verträumt blickten sie ab und zu auf das tiefblaue Meer, das vor ihnen lag wie ein geschliffener Saphir, leuchtend in tropischer Schönheit.

Jetzt sah Zaala ihrem Geliebten scharf in die Augen und fragte: „Du kommst also bestimmt in vier Monaten wieder, Edgar?“

„Ja, lieblich, ich hoffe sogar etwas früher zurückkommen zu können; aber in vier Monaten bin ich bestimmt wieder bei dir, selbst wenn ich durch irgend einen Zufall etwas aufgehalten werden sollte“, sagte Edgar und küßte die Hände seiner Geliebten.

Den Abend verbrachten sie auf der Terrasse des Hotels „Juwelinde“, wo sie ein leeres Glas auf Edgars glückliche Rückkehr leerten. Und dann kam am andern Morgen der Abschied. Ein lechter Kuß — Sirenengeheul — Läuten der Schiffsglocke — Kommandorufe — Winken und Tücherschwenken — dann ging ein Bittern und Achzen durch den Riesenschiff des stolzen Schiffes.

das sich langsam in Bewegung setzte, und, begleitet von guten Wünschen, Tränen und Seufzern, hinausfuhr in die Ferne.

Bei der gemeinsamen Mittagstafel kam Edgar mit seinem Tischnachbar ins Gespräch und erfuhr dabei, daß er schon seit fünfzehn Jahren auf Java lebte. Dieser fragte ihn, da er die Abschiedsszene beobachtet hatte: „Hat Ihre schöne Javanerin Sie auch nicht vergiftet?“ Als Edgar ihn ganz verständnislos ansah und sagte: „Ich verstehe Ihre Frage nicht“, fuhr er fort: „Sie sind erst kurze Zeit auf Java und können daher noch nicht alle Sitten und Gebräuche seiner Bewohner kennen; aber ich, der ich fünfzehn Jahre ununterbrochen dort gelebt und gewirkt habe und in enge Fühlung mit dem Volke gekommen bin, kenne auch seinen geheimen Gebräuche. Und die Javanerin ist, wenn sie wirklich liebt, ein gefährliches Wesen. Sie liebt mit einer heißen und leidenschaftlichen Liebe, und wenn sie Untreue vermutet oder den Geliebten zu verlieren fürchtet, greift sie oft zum Gift. Dieses Gift hat nun die Eigentümlichkeit, nicht gleich zu wirken, sondern erst nach Wochen und Monaten, je nach der Dosis. Die Javanerinnen haben eine solche Fertigkeit und Erfahrung in der Bereitung und Mischung des Giftes, daß sie genau bestimmen können, wann es anfängt zu wirken und wann der Tod eintreffen wird. Wenn nun ein javanisches Mädchen, deren Geliebter in die Heimat zurückkehren muß, argwöhnt, daß er trotz Versprechungen nicht mehr wiederkommen wird, und sie ihn auf immer zu verlieren fürchtet, so löst sie ihm von diesem Gift ein.“

„Wenn er nun aber zurückkommt?“ unterbrach Edgar seinen Tischnachbar.

„Auch für diesen Fall sind die Javanerinnen gerüstet: dann bekommt der Vergiftete ein Gegengift, und die Sache ist damit erledigt. Häufig haben die betreffenden Liebhaber weder von der Verabreichung des Giftes, noch von der des Gegengiftes etwas bemerkt und nicht geahnt, in welcher Gefahr sie geschwebt haben.“

Edgar wurde nachdenklich — sollte Taala ihm vielleicht auch Gift verabreicht haben, ohne daß er es gemerkt hatte? Aber das war ja Unsinn! Seine Taala, die ihn über alles liebte, die ihr Leben für ihn gelassen hätte, sollte ihn töten wollen? Aber dann fiel ihm ein, wie sie ihn gestern und auch die Tage vorher einbringlich gefragt hatte, ob er auch wirklich bestimmt nach vier Monaten zurückkehren würde; und so sehr er den Verdacht von sich weisen wollte, der Gedanke kehrte immer wieder.

Die neuen Eindrücke aus der Reise, das Anlaufen verschiedener Häfen, verwißte jedoch bald diese schwarzen Gedanken, und beim Eintreffen in Hamburg, nach einer 26tägigen Reise, dachte er schon garnicht mehr an die törichtesten Einflüsterungen seines Reisegefährten.

In den nächsten drei Monaten hatte Edgar soviel für seine Firma zu erledigen und war von Verwandten und Bekannten, die ihn natürlich alle wiedersehen und viel über Java und sein Leben und Treiben dort hören wollten, so sehr in Anspruch genommen, daß die Zeit wie im Fluge verging und der Termin der Rückreise, ehe man sich verah, vor der Tür stand. In vier Tagen sollte Edgar bereits wieder abreisen, vorher aber mit dem ersten Direktor eine Besprechung haben, um Richtlinien für die nächsten Jahre zu empfangen, als der Direktor plötzlich erkrankte und Edgars Rückreise daher aufgeschoben werden mußte. Diese Verzögerung kam ihm nicht unangelegen, denn auch er fühlte sich seit einigen Tagen nicht wohl. Eine ungeheure Mattigkeit, eine Abgeschlagenheit, die von leichtem Fieber begleitet war, hatte ihn befallen und wollte nicht mehr weichen. Auch stellten sich ab und zu Schwindelanfälle ein. Ein Arzt, den er aufsuchte, konnte nichts feststellen, schüttelte den Kopf und erklärte, vor einem Rätsel zu stehen. Da Edgars Zustand sich nicht besserte, wandte er sich an einen andern Arzt, der ihm jedoch ebensowenig helfen konnte.

Daß Edgar unter solchen Umständen wieder an die Erzählung seines Reisegefährten dachte und daß er jetzt dazu neigte, sich für vergiftet zu halten, war daher nicht wunderbar. Nun war er unglücklich über die Erkrankung seines Direktors, die ihn zwang, hierzubleiben. Denn war er wirklich vergiftet, so mußte er sobald als möglich abreisen, damit Taala ihm das Gegengift geben konnte. Alles hing somit davon ab, daß sein Chef schnell genesete. Nun folgten Tage voll Sorge und Qual, denn einerseits verschlimmerte sich Edgars Zustand zusehends und die Schwindelanfälle wurden immer häufiger, andererseits wollte er nichts von seiner Krankheit verlaublichen lassen, um nicht eine Kündigung herauszubekommen. Es war eine entsetzliche Lage, und sein Leben hing sozusagen von dem schnellen Gesunden des Direktors ab. So waren Edgars Ungebuld und Spannung aufs Höchste gestiegen.

Endlich war aber der Direktor soweit genesen, daß er Edgar empfangen konnte, aber nun war das Schiff bereits fort, und der nächste Dampfer „Teutonia“ ging erst in acht Tagen. Also noch eine weitere Woche qualvoller Ungebuld! Dazu das schmerzliche Bewußtsein, daß jeder Tag der Verzögerung ihn dem Tode näher brachte und die Gefahr, in der er schwebte, vergrößerte. Doch endlich war auch diese Prüfungszeit vorbei. Edgar gab

noch eine Depesche an Taala mit dem Namen des Dampfers und dessen Ankunftszeit auf und bestieg das Schiff mit schweren Sorgen und in einem recht elenden Zustande.

Eine dichtgedrängte Menge stand am Landungsstai in Surabaya und blickte mit Spannung und unter Lächerlichkeiten auf die Einfahrt des Dampfers „Teutonia“, der sich langsam und majestätisch durch die vielen kleinen und großen Fahrzeuge schob. Jetzt legte er an, und bald darauf entstieg eine schier unerschöpfliche Menge dem Schiff. Auch Taala befand sich unter den Wartenden und hatte dicht bei der Landungsbrücke Aufstellung genommen. Hunderte von Passagieren stuteten an ihr vorüber. Männer, junge Mädchen, Frauen mit Kindern, teils mit ernsten, sorgenvollen, teils mit heiteren, glücklichen Mienen. Ihre Augen suchten immer wieder den Geliebten, den sie aber nirgends entdecken konnte.

Schon war der Hauptstrom der Reisenden an ihr vorübergezogen und nur einige Nachzügler folgten noch in größeren Abständen. Nun mußte auch Edgar jeden Augenblick kommen. Aber so sehr sie auch spähte — von ihrem Geliebten war nichts zu sehen.

Doch jetzt — was war das? Jetzt kamen zwei Krankenträger mit einer Bahre, auf der eine männliche Gestalt lag. Taala erbleichte, machte einige Schritte auf die Bahre zu, erkannte gleich ihren Geliebten und sah an der wachsgelben Farbe des Gesichtes sofort, daß er tot war.

„Wann ist er gestorben?“ fragte sie die Träger.

„Vor drei Stunden“, antworteten diese.

Ein Jittern ging durch Taalas Körper. Dann warf sie sich über die Bahre und rang in stummer Verzweiflung die Hände. Weinen konnte sie nicht; sie war vor Entsetzen gelähmt. Als die Träger die Bahre wieder aufnahmen, folgte sie ihnen bis zum Schauhaufe, wo die Leiche sezziert werden sollte. Dann machte sie lehr und irrte planlos umher, immer die Worte „Durch meine Schuld“ vor sich hinhurmeln.

Am andern Tag fand man sie tot auf derselben Stelle der Bai, an der sie mit Edgar zum letztenmal gegessen hatte. Sie hatte sich mit einem schnell wirkenden Gift vergiftet.

## Welt u. Wissen

Der Kampf gegen die Nebenfrau in China. Obwohl die Sitte des Konkubinats im Reich der Mitte bis auf die Tage des Konfuzius zurückgeht und im ganzen Gesellschaftsleben Chinas die tiefsten Wurzeln geschlagen hat, verliert man doch jetzt seine Abschaffung. Der Gouverneur der Provinz Honan, General Hanjuch, hat kürzlich einen reichen Chinesen zu drei Jahren Gefängnis verurteilt, weil er sich für 12 000 M. eine dritte Nebenfrau gekauft hatte. In den fortschrittlichen Kreisen wird schon lange gegen das Konkubinatsystem eifrige Propaganda gemacht, und es ist anzunehmen, daß andere Gouverneure dem Beispiel General Hanjuchs folgen werden. Aber mit dem Kampf gegen diese Sitte wird das Chaos nur vergrößert, das gegenwärtig das chinesische Leben unterwühlt, denn sie ist zu eng mit den Anschauungen und der ganzen Kultur des Landes verknüpft. Darauf weist Paul R. Wang in der „China Weekly Review“ hin. „Das System der Nebenfrauen ist keine Mode der Neuzeit, sondern ein uralter Brauch“, schreibt er. „Alle Herrscher der chinesischen Geschichte, gute oder schlechte, waren stolz auf ihren reichen Harem von Frauen und Nebenfrauen, und die Würdenträger und wohlhabenden Leute folgten ihrem Beispiel. Eine zahlreiche männliche Nachkommenschaft ist das höchste Gut, das der Chineser auf Erden kennt, und der Wunsch, in seinen Sprösslingen fortzuleben, hat viel zu der Einbürgerung des Systems beigetragen. Zunächst galt es nur für erlaubt, Nebenfrauen zu nehmen, wenn die Hauptfrau keine männlichen Kinder gebar. Aber allmählich nahm man es damit nicht mehr so genau, und wer es sich leisten konnte, sah in einem Kranz schöner Konkubinen den reizendsten Schmuck des Hauses. Eifrige Beamte und Untertanen sandten ihren Vorgesetzten und Herren schöne Mädchen als Geschenk. So rühmte sich der frühere Räuberhauptmann und spätere Kriegsherr von Schantung, General Schangschungschang, einer Auswahl von fünfzehn der schönsten Frauen, von denen er die meisten von seinen Unterbefehlshabern als Gaben erhalten hatte. Das Halten von Konkubinen ist heute noch so beliebt wie früher, und es wird schwer halten, diesen Brauch, auf dem das Familienleben der besseren Stände aufgebaut ist, abzuschaffen.“